

Andreas Platthaus

Laudatio auf Iris Hanika

anlässlich der Verleihung des Preises der LiteraTour Nord 2011

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

geben Sie acht: Sie stehen heute Abend unter Beobachtung. In Ihrer Mitte sitzt eine der genauesten Chronistinnen menschlicher Schwächen, und Sie können von Glück sagen, daß unsere Preisträgerin ehrungsbedingt gleich vorne in der ersten Reihe Platz nehmen mußte. Normalerweise säße sie neben Ihnen, oder noch besser: in Ihrem Nacken und würde zum Beispiel über – ja, vielleicht über Sie beide dort in der vierten Reihe vor einer Viertelstunde folgendes notiert haben: „Dieses Schauspiel wird, nicht in dieser, aber in sehr ähnlicher Form sonst nur von jungen Paaren geboten, allerdings erst, wenn die Vorstellung begonnen hat. In der Regel geschieht das in Musikveranstaltungen. In der Oper oder im Symphoniekonzert sitzt so ein Paar neben einem oder, schlimmer noch, vor einem. Die Frau legt den Kopf an die Schulter des Mannes und schiebt ihre Hand in die seine. Wenn die Hände schon eheberingt sind, wird manchmal die Hand des Mannes auch herübergeschoben wie zur Begütigung, und es geschieht aus Liebe, damit es der Frau nicht so unbequem ist, wie es ihr doch sein muß, wenn sie ihren Kopf an seine Schulter lehnt. Anscheinend ist diesen Frauen Musik nur zu ertragen, wenn sie dabei ihr Haupt an die Schulter des Mannes betten dürfen. Da hört man auch nicht so gut.“

Das also hätte Iris Hanika auch über Sie schreiben können, wenn sie es nicht zuvor schon auf der Neckarinsel in Tübingen während einer Freilufttheateraufführung geschrieben hätte. Und wie wahr das war, das dürfen Sie nun an sich selbst beobachten, wie ich es gerade eben von hier oben aus hätte beobachten können: wie da ein Ruck durch Ihre Reihen ging und der Abstand der Damen zu den Herren plötzlich wuchs. Aber seien Sie unbesorgt: Ich bin kein solch spitzäugiger Beobachter wie Iris Hanika.

Und ich kann derzeit auch kein so spitzohriger Zuhörer sein wie die Preisträgerin. Denn außer mir werden in den nächsten Minuten alle hier im Saale schweigen. Reden ist ja so wunderbar verräterisch, daß man sich nur wundern kann, wie die Menschheit überleben konnte, seit sie die Sprache entwickelt hat. Wir reden uns ständig um Kopf und Kragen, und das ist ja der einzige Grund, warum es so etwas wie Laudationes überhaupt gibt: Da wird die Gewinnerin zusätzlich zum Preisgeld noch für eine Viertelstunde oder auch etwas mehr mit Worten beschenkt, in die sie nicht einfallen muß. In dieser Zeit kann nur ich mich blamieren. Und mein einziger Trost ist, daß Iris Hanika die etwaigen Peinlichkeiten heute ehrungsbedingt nicht notieren kann.

Günther hatte diesen Trost nicht. Ziemlich genau vor vierzehn Jahren, am 25. April 1997, ist Iris Hanika ihm begegnet, „Günther mit th“, wie sie ihn nennt. Dieser Günther mit th war damals 49 Jahre alt und nicht glücklich mit seinem Heimatland. „Deutschland nicht gut“, so hat Iris Hanika seine Suada notiert. „Gefällt mir nicht. Selber Deutscher. Aber gefällt mir nicht. Italien fahren. Gleich hinterm Brenner in eine Bar. Espresso trinken. Viel besser. Nicht wie Deutschland.“ Kein Satz länger als sechs Wörter, jeder Satz prägnant. Insgesamt sind es deren neun mit zusammen gerade einmal 27 Wörtern. Und in der Abfolge dieser neun Sätze wird daraus eine Anklageschrift, die Iris Hanika protokolliert hat: eine von Günther mit th gegen Deutschland und eine von Iris Hanika gegen alle, die so daherreden wie Günther mit th.

Dieses Protokoll findet sich in der Textsammlung „Das Loch im Brot“, die 2003 eine elf Jahre lange Buchpause der Autorin beendet und eine Publikationsfolge eingeleitet hat, die im vergangenen Jahr im Roman „Das Eigentliche“ kulminierte. Für die sechs Bücher dieser acht Jahre und unter besonderer Würdigung der literarischen Leistung, die „Das Eigentliche“ hervorgebracht hat, erhält Iris Hanika heute Abend den Preis der LiteraTour Nord. Damit sei dem Protokoll Genüge getan, denn die bessere Protokollantin ist eben Iris Hanika selbst. Wer es nicht glauben mag, der schlage das zweite jener sechs Bücher auf: den von ihr und Stefanie Flamm herausgegebenen Band

„Berlin im Licht“, in dem rund 170 Webcams versammelt sind, von denen Iris Hanika nicht weniger als dreiunddreißig selbst geschrieben hat.

Was redet der Mann da von Webcams, wir haben es doch mit einem Literaturpreis, nicht mit einem Filmpreis zu tun, werden diejenigen von Ihnen sagen, die wissen, was eine Webcam ist. Für sie, aber auch für die anderen sei Iris Hanikas Beschreibung des Beschreibungsprinzips zitiert, das dieser Textgattung zugrunde liegt: „Eine Webcam ist eine Art Bildbeschreibung, wobei dieser Begriff sehr weit gefaßt ist. Es kann auch ein Hörbild beschrieben werden.“ Ich unterbreche hier, denn Sie merken schon, worauf ich hinaus will: Das ist die Gebrauchsanleitung für jene Beobachtungsgabe, die wir eben im Falle des sich liebend schulternden Zuhörerpaars (Bildbeschreibung) und im Falle Günthers mit th (Hörbild) jeweils exemplarisch kennenlernen konnten. Aber es geht weiter: „Der Autor ist ein Aufzeichnungsapparat, der keine Meinung beisteuert und kein Wissen. Er weiß also nicht, was früher da war, wo jetzt etwas ist, ebensowenig, was dort später einmal sein wird, und auch nicht, was da nicht ist, auch wenn es da sein könnte.“ Mit einem Schlagwort: Iris Hanika definiert den Betrachter als interesselosen Betrachter, und wie wir seit Kant wissen, ist diese Haltung die Voraussetzung für Ästhetik. Wenn uns derart interesselos etwas gefällt, sind wir dem Schönen begegnet.

Damit auch Sie dem Schönen begegnen, werde ich mir erlauben, heute Abend dreimal längere Passagen aus Iris Hanikas zu würdigendem Werk in meine Laudatio zu integrieren. Damit fällt also ein Teil etwaiger Peinlichkeiten wieder auf die Autorin zurück – und glauben Sie mir, es wird zumindest einmal richtig peinlich. Damit es für Sie aber auch spannend und das Ganze dem Webcam-Charakter zweier dieser Texte adäquat ist, wird meine Rede zweimal durch ein zufälliges Klingelsignal unterbrochen, auf das dann jeweils eine Webcam von Iris Hanika folgt. Diese Auswahl indes wird ganz und gar nicht zufällig sein.

Der dritte Werkausschnitt stammt dann aus dem Roman „Das Eigentliche“, und es wird der meiner Ansicht nach bemerkenswerteste Teil dieses Buches sein, von dem ich zudem vermute, daß er bislang von Iris Hanika noch nie vollständig

vorgelesen worden ist. Ich werde also selbst denen unter Ihnen hoffentlich etwas Neues bieten können, die den Lesungen der Preisträgerin im Rahmen der LiteraTour Nord beigewohnt haben. Die Konkurrenz in diesem Jahr war übrigens eine hervorragende: Neben Iris Hanika nahmen Jan Faktor, Anna Mitgutsch, Christoph Peters, Rolf Lappert und Peter Waterhouse teil.

Ja, nicht alles in Deutschland ist schlecht, die Literatur etwa ist es derzeit gewiß nicht. Sie war es nicht einmal 1997, als Iris Hanika auf die Mitte der Publikationspause zwischen ihrem ersten Buch, der 1992 erschienenen Erzählung „Katharina oder Die Existenzverpflichtung“, und dem bereits erwähnten Band „Das Loch im Brot“ zuschritt. Denn der schon zitierte Günther mit th fuhr damals laut Iris Hanikas Protokoll in seinem unverwechselbaren Satzstakkato so fort: „Deutsche Literatur langweilig, gedacht. Immer leiden. Siebziger Jahre. Jetzt ganz erstaunt. Gar nicht langweilig. Spannend. Wie amerikanische Romane. Reiseerzählungen. Amerikareisen. Reiseerzählungen immer spannend. Nicht langweilig.“ Diesmal sogar elf Sätze und insgesamt nur 25 Wörter. Mit der höchsten aller denkbaren Lobpreisungen für Literatur als Klimax: „nicht langweilig“!

Hätte Günther mit th gewußt, daß ihm eine dermaßen nicht langweilige Schriftstellerin zuhörte, er hätte geschwiegen und wäre Misanthrop geblieben. So aber wurde er Prophet. Gehen wir von 1997 an elf Jahre in eine Zukunft, die heute schon wieder Vergangenheit ist, in den Herbst 2008, in ein Nebenzimmer des Frankfurter Kaisersaals am Montag vor der Buchmesse. Gleich würde der Deutsche Buchpreis vergeben werden, und die Kandidaten hatten sich in diesem Nebenzimmer einzufinden. Es war eine Auswahl, die mir seinerzeit den Glauben an die deutsche Literatur zurückgegeben hat, an der Günther mit th schon 1997 nicht mehr zweifeln mochte. In diesem Nebenzimmer traf ich nämlich gleich drei Schriftsteller, denen ich – peinlich genug – allen den Sieg wünschte; und Aussichten auf den Sieg hatten in meinen Augen ohnehin nur diese drei. Mit einem von ihnen bin ich befreundet, einen hatte ich damals gerade kennen- und bewundern gelernt, und eine war ein paar Jahre lang meine Kollegin bei der

F.A.Z. gewesen, und ich hatte ihre Artikel von Beginn an geliebt. Für ihre Bücher galt dann später das gleiche.

Sie ahnen es: Die letztere ist Iris Hanika. Die anderen beiden sind Dietmar Dath und Uwe Tellkamp, und Sie werden sich erinnern, wer von den dreien schließlich gewonnen hat. Das kompensieren wir heute. Iris Hanika war die Debütantin in diesem Trio. Nicht als Schriftstellerin natürlich – sie fing, wie gesagt, schon 1992 an –, aber als Romancière. Damals war „Treffen sich zwei“ erschienen, und im Vergleich mit dem epischen Tellkamp-Werk „Der Turm“ und dem utopischen Dath-Buch „Die Abschaffung der Arten“ war dieser schmale Roman federleicht und licht. Statt Epik und Utopik Erotik, möchte man sagen – eine Liebesgeschichte, die zum Schönsten hinführt, was Literatur leisten kann: Glück auf allen Seiten, bei den Figuren und bei den Lesern. Und gewiß auch bei der Verfasserin.

Iris Hanika hatte zu diesem Zeitpunkt schon mehrere gescheiterte Romanversuche hinter sich und sich aus einem Widerwillen gegen das eigene Schreiben befreien müssen, den sie rückblickend in ihrem gemeinsam mit Edith Seifert verfaßten Plädoyer für die Lacansche Schule der Psychoanalyse unter dem Titel „Die Wette auf das Unbewußte“ so beschrieben hat: „Die Widerstände gegen das Schreiben sind denen gegen die Analyse sehr ähnlich: In beiden Fällen richten sie sich gegen die Möglichkeit, glücklich zu sein.“

Sollen wir uns aber auch die Autorin des Romans „Das Eigentliche“ als einen glücklichen Menschen vorstellen? Unbedingt, auch wenn dieses Buch das größte Unglück behandelt, das die Geschichte kennt. „Das Eigentliche“ führt uns aber nicht ins Epizentrum des Verbrechens, sondern in die Randzonen der Verwüstung, die es angerichtet hat. Am Beispiel eines mit der Autorin gewiß nicht zufällig gleichaltrigen Mannes namens Hans Frambach wird der Umgang der Deutschen mit dem Erbe der Schoa erzählt – als Leidensgeschichte, und das ist nicht zynisch gemeint, sondern es ist wahr. Der 1962 nachgeborene Hans arbeitet in einem Berliner Institut für Vergangenheitsbewirtschaftung, das sich darum bemüht, sämtliche Zeugnisse des nationalsozialistischen

Vernichtungswahns zu archivieren, um die Erinnerung daran lebendig zu halten – ein seltsames Paradoxon: die Verlebendigung durch Archivalien. Aber nicht umsonst charakterisiert die sympathetisch-allwissende Erzählstimme die Arbeitsstelle von Hans Frambach als „im Weinberg des Gedenkens“. Und was wird in einem Weinberg getan? Gelesen.

So ist die Allegorie auf das Institut auch eine auf den Roman selbst, und das darf man nicht aus dem Gedächtnis verlieren, wenn man weiterliest. Denn was Iris Hanika in „Das Eigentliche“ erzählt, das ist ähnlich zweideutig wie die Vergangenheitsbewirtschaftung, von der sie berichtet. Wie aber kommt sie dazu, über das, was so eindeutig scheint in dem, wie es zu bewerten und wie darüber zu sprechen ist, auf diese Weise zu schreiben?

Dazu muß man ihre anderen Texte kennen, in denen Iris Hanika uns die Empfindlichkeit im Umgang mit den nationalsozialistischen Morden dadurch vorführt, daß sie so dick aufträgt wie nur möglich. „Nach dem Vögeln reden wir meistens über Auschwitz“, ist in einer Aufzeichnung aus „Das Loch im Brot“ zu lesen, „das heißt, nicht über Auschwitz direkt, sondern über das, was es in uns anrichtet und im öffentlichen Reden.“ Das klingt bereits wie das inhaltliche Programm für den Roman „Das Eigentliche“, nur daß Hans Frambach keine Liebesbeziehung hat, die ihm den abschließenden Satz aus der Aufzeichnung gestatten könnte: „Wir vögeln immer gegen Auschwitz.“ Wobei die weibliche Hauptfigur des Romans, die Musiklehrerin Graziela Schönbluhm, eine Affäre mit dem verheirateten Joachim unterhält, in der sie nichts sein darf als Frau in nackter Körperlichkeit: „Ihre Liebe bestand darin, nur ein Fleisch zu sein und sonst nichts, keine außerfleischlichen Besonderheiten mehr zu haben, nichts von dem, was einen Menschen jeweils besonders macht.“ Das ist die Beobachtung ihres platonischen Freundes Hans, der in einer der vielen Bestimmungen, die der Buchtitel „Das Eigentliche“ im Laufe der zweihundert Seiten Handlung erfährt, über Grazielas Liebe feststellt: „Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern war in ihrer Beziehung zu Joachim auf den blanken Kern reduziert, auf das Eigentliche, wie Graziela glaubte, die außerdem glaubte, daß diese absolute

Reduktion in Wahrheit die größte Fülle bedeutete.“ Hans legt sich selbst gegenüber im Buch keine Rechenschaft darüber ab, was ihn daran so stört. Ist es Eifersucht? Nein, es ist die Analogie zur Begrifflichkeit, mit der das Vegetieren in den Konzentrationslagern beschrieben worden ist. Aber wäre dieser Schluß vom Privaten aufs Perverse nicht obszön?

Einschub 1: Iris Hanikas Webcam zum Konzentrationslager Ravensbrück

Die Meisterschaft von Iris Hanikas „Das Eigentliche“ ist eigentlich genau das: daß dieses Buch die Perversion des Mordens in ihren verheerenden Wirkungen auch auf diejenigen beobachtet, die nichts damit zu tun haben außer der Ungnade ihres Geburtsorts. Auf diejenigen, die gegen Auschwitz vögeln, um die drastische Formulierung noch einmal aufzunehmen, und die nicht loskommen von einer Erinnerung, die nicht ihre eigene ist. Die vielmehr in dem Moment, wo sie über privates Glück zu vergessen anfangen, wieder zur Ordnung gerufen werden: „Schrecklich war jetzt, daß es kaum noch wehtat“, lesen wir in „Das Eigentliche“ über Hans Frambachs Wahrnehmung der deutschen Gesellschaft: „Das war das eigentlich Schreckliche und mehr noch: für ihn war dies das Eigentliche. Daß dieses Verbrechen, so groß es war, hatte aufhören können wehzutun. Daß das möglich war. Daß so etwas überhaupt möglich ist, das – das war schrecklich. Und vergrößerte sein Unglück. Er kam sich vor wie aus der Zeit gefallen. Denn ihm tat es immer noch weh.“

Ja, in „Das Eigentliche“ trägt Iris Hanika dick auf, aber nur, um danach Schicht für Schicht davon wieder abzutragen, bis nichts mehr übrig bleibt als die extrem dünne Haut der Zivilisation. Der Roman erzählt, wie schließlich auch Hans Frambach den Weg des Vergessens geht, oder besser den Umweg. Das gelingt ihm ausgerechnet dort, wo Vergessen gar nicht möglich ist: in Auschwitz selbst. 2001 hatte Iris Hanika notiert: „Auschwitz ist der Urgrund dieses Landes, auf Auschwitz läßt sich alles zurückführen, wegen Auschwitz zerfleischt dieses Land sich selbst, dabei ist es schön in Auschwitz.“ Und weil Iris Hanika weiß,

daß den Lesern hier der Atem stockt, weil er ihr selbst beim Schreiben gestockt haben wird, führt sie den Satz so fort: „dabei ist es schön in Auschwitz, und zwar eben darum, weil es so schrecklich ist, weil es der Urgrund ist und der Grund, weswegen dieses Land sich selbst nicht erträgt. In Auschwitz ist es so schön, weil man in Auschwitz Ruhe hat vor Auschwitz. In Auschwitz ist Auschwitz keine Metapher, sondern wirklich.“ Und die Wirklichkeit, das erfahren wir mit Hans Frambach, kann man verändern, während die Metapher festgemauert in der Sprache steht.

Das ist der Moment für den angekündigten Ausschnitt aus „Das Eigentliche“ und, wie Sie dann merken werden, auch der Augenblick für das Peinliche – das, was noch niemand so beschrieben hat wie Iris Hanika: das Schweigen. Die Szene hat ihren Handlungsort in Auschwitz-Birkenau, wo Hans in seiner Funktion als Archivar eine Tagung besucht, und das Problem ist, daß er nur zu genau weiß, was früher da war, was jetzt da ist, wo jetzt etwas ist und was da später einmal sein wird. Er ist keine Webcam und doch ein Apparat, der bislang wie ferngesteuert in festen Bahnen geblieben ist.

Einschub 2: Seiten 130 bis 136 aus „Das Eigentliche“.

Drei Minuten Stille, entsprechend drei leeren Seiten. Hochnotpeinlich, wie ich es angekündigt hatte. Diese große Stille folgt im Roman auf einen Skandal: die Befreiung eines Deutschen aus dem Schatten von Auschwitz, vollzogen nur dadurch, daß man einmal nach rechts statt nach links gegangen ist. Wären wir nicht mißtrauisch geworden gegen Metaphern, die eben doch kein so bewegliches Heer sind, wie Nietzsche es uns weismachen will, könnten wir sagen, daß Hans Frambach hier aus der Spur gerät. Das geht bis ins Schriftbild, für das Iris Hanika sich hier wie auch an weiteren Stellen des Romans der lyrischen Technik des Enjambements bedient, des verbindenden Übersprungs eines Verses in die nächste Zeile. In dem Satz „Dort trat er durch die Umzäunung aus dem Lager hinaus / auf die schmale Landstraße, / die außen am

Zaun entlangführte“ ist jeder der voneinander geschiedenen Teile als eigener Absatz gesetzt. Und der letzte Satz – das elliptische „Und war frei“ – ist gar noch durch eine Leerzeile abgesondert, eine Generalpause im Lesen und Vorlesen, die das große Verstummen der nächsten drei Seiten vorwegnimmt.

Das ist nicht nur klug, das ist genial, denn es entzieht den Text wohlfeiler Kritik. Worüber geschwiegen wird, darüber kann man nicht richten, und das Kapitel endet auf diese Weise eben nicht mit der Befreiung, sondern mit der großen Stille danach. In Ruhe aber liegt nie etwas Frivoles oder gar Obszönes. Das kann man daran überprüfen, wie Iris Hanika zwanzig Seiten später den gleichen Kunstgriff noch einmal anwendet, wieder drei freie Seiten einrückt, diese aber diesmal nicht ganz leer läßt, sondern jeweils darüber die Überschrift „Raum für Notizen“ setzt. Das ist keine Aufforderung zur intertextuellen Fortschreibung des Romans, sondern zur humoristischen Entspannung auf diesen drei Seiten – ein stilistischer Mißgriff, der aber nachträglich noch einmal die Eindringlichkeit des sprachlosen Romanteils zwanzig Seiten zuvor deutlich macht.

Eines ist über „Das Eigentliche“ entschieden zu selten gesagt worden: daß es ein Liebesroman ist. Zunächst ein Selbstliebesroman, und das ist nicht negativ gemeint. Nur wer mit sich selbst im reinen ist, der ist auch offen für die anderen, und was Hans Frambach widerfährt, das ist eine solche Selbstreinigung. Dann ist da eine klassisch unerfüllte Sehnsucht: Die Faszination, die Hans für Graziela empfindet, grundiert den Roman. Doch alles bleibt notgedrungen geschwisterlich; nicht umsonst klingen in den beiden Namen der Protagonisten Hans und Graziela Hänsel und Gretel an.

Einschub 3: Iris Hanikas Webcam vom Kunstfest Berlin

Am Ende der Handlung wird die Liebe von Hans jedoch aufgehoben in einer großen Leere, die als Entsprechung zu den freien Seiten zuvor das Glück der Wortlosigkeit feiert: „Er fand ein Taschentuch in seiner Manteltasche, und

nachdem er sich kräftig geschneuzt hatte, saß er ganz ruhig da und ganz leer und starrte das Pflaster vor seinen Füßen an. / Ganz ruhig. / Ganz leer. / Keine Wörter im Kopf, kein Gefühl im Körper, wie nicht vorhanden.“ Und dann noch einmal eine Leerzeile, ehe es lapidar heißt: „Dieser Zustand erschien ihm wie das Glück.“ Da schweigt die Autorin mit ihrem Hans und setzt damit um, was sie selbst in ihrem 2005 erschienenen Bändchen „Musik für Flughäfen“ so erklärt hat: „Was zwischen zweien geschieht, wissen nur die zwei, die es betrifft, und denen fehlen die Worte noch mehr als den anderen. Das ist das Überwältigende an der Liebe, daß sie uns aus den Worten hinausschleudert.“ Literatur ist die Kunst, eine Sprache für diese Wortlosigkeit zu finden. Und ganz große Kunst ist Literatur, wenn man wie hier ohne große Worte spürt, daß die wahre Liebesgeschichte sich zwischen Autor und Figur abspielt.

Bis Iris Hanika so schreiben konnte, hat sie Zeit gebraucht. Um diese Notwendigkeit wußte sie jedoch, denn vor ungenau zehn Jahren, im März 2001, konnte man in der fünften Fortsetzung ihrer „Chronik“ betitelten Marginalien in der Zeitschrift „Merkur“ von der damals Neununddreißigjährigen lesen: „Ich stelle mir vor, daß meine vierziger Jahre mein großes Jahrzehnt werden.“ Diese Passage fand keinen Eingang mehr in den Aufzeichnungsband „Das Loch im Brot“, der etliche der „Merkur“-Texte enthält. Als er erschien, stand Iris Hanika bereits in ihren vierziger Jahren, und die Prognose begann sich zu erfüllen. Heute wissen wir, daß dieses ganze Lebensjahrzehnt ein großer Triumphzug geworden ist, von dem wir uns als Leser wünschen, daß er nun der Einfachheit halber von Frau Hanika fortgesetzt werden möge. Man muß ja nicht immer die Spur wechseln. Robert Gernhardt, einer der Vorgänger Iris Hanikas als Preisträger der LiteraTour Nord, hat sein literarisches Verfahren im Hinblick auf die bevorstehende Auszeichnung im Brunnenheft des Sommers 1997 so formuliert: „Vor einem Jahr bereitete ich den Umzug in die Kerckhoff-Klinik vor – nun blättere ich im Tagebuch der Herzoperation, für das ich am 22. Juni den Literatour-Nord-Preis erhalten werde. Verwurstung, Verwortung, Verwertung, Verwunderung: Das Leben hat es gut mit mir gemeint.“ Iris Hanika

faßt es anders: „Weggehen, wiederkommen: So arbeite ich auch an meinen Texten, die teilweise jahrelang liegenbleiben, bevor ich sie fertigstelle. Meine berufliche Metastruktur ist dieselbe: Mein erstes Buch habe ich mit neunundzwanzig veröffentlicht, mein zweites mit vierzig, das dritte mit einundvierzig, das vierte mit zweiundvierzig, und so wird es hoffentlich weitergehen.“

So konnte man es 2006 lesen, und so ging es seitdem weiter. Auch mit Iris Hanika hat es das Leben mittlerweile gut gemeint. Und also auch mit uns, die wir mitlesen dürfen, wie es weitergeht. Ich gratuliere natürlich Ihnen, liebe Frau Hanika, zu diesem Preis, vor allem aber uns selbst zu Ihnen als Preisträgerin.